

Andreas Gardt

Konstruktivismus in einer kulturwissenschaftlichen Linguistik

Der Konstruktivismus hat sich in den vergangenen Jahrzehnten zur theoretischen Basis etlicher Disziplinen entwickelt, am offensichtlichsten in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften. Aber auch in der Theoriediskussion zahlreicher anderer Disziplinen spielt er eine hervorgehobene Rolle.¹ Dabei begegnet er keineswegs immer unter dem Begriff „Konstruktivismus“, nicht selten ist von „Relativismus“ die Rede (in der Philosophie auch in differenzierter Abgrenzung von „Konstruktivismus“), in den sprachbezogenen Varianten des Konstruktivismus auch von einem *sprachlichen Weltbild*, einer *sprachlichen Weltansicht*, der *wirklichkeitsschaffenden Kraft/Macht der Sprache* usw. oder, traditioneller und mit einer gewissen semantischen Verschiebung, von *genius linguae*, *génie de la langue*, *genius of the language* etc. Die fremdsprachigen Ausdrücke illustrieren zugleich die lange Tradition konstruktivistischen Denkens in der Reflexion über Sprache. Auch findet sich selbst innerhalb einzelner Disziplin(en) keineswegs immer dieselbe Variante des Konstruktivismus. Allein in der Soziologie begegnen etwa der *Sozialkonstruktivismus* nach Peter Berger und Thomas Luckmann (Berger & Luckmann 2003), der *komunikative Konstruktivismus* nach Hubert Knoblauch (Knoblauch 2017) und der *empirische Konstruktivismus* nach Karin Knorr-Cetina (Knorr-Cetina 1989, 2002). Selbst in die Naturwissenschaften ist der Konstruktivismus präsent, z. B. im *Neurobiologischen Konstruktivismus* (z. B. Roth 1997, 2003, 2018 und Siefer & Weber 2006; zur Kritik vgl. Fuchs 2011, 2018), auch als Resultat von Einflüssen durch den *Radikalen Konstruktivismus* (z. B. von Glaserfeld 1996; Foerster, Glaserfeld & Hejl 1992; Maturana & Varela 1987; Rusch & Schmidt 1992; zu wichtigen Positionen im Überblick vgl. Pörksen 2015).

Im Folgenden werde ich mich auf den sprachbezogenen Konstruktivismus konzentrieren, dessen Theoreme allerdings nicht auf die Linguistik beschränkt sind. Ihm liegt – das Folgende in pointierter Zuspitzung – die Überzeugung zugrunde, dass die Sprache unseren kognitiven Zugriff auf die Wirklichkeit zu gro-

¹ Vgl. dazu den interdisziplinär angelegten Sammelband *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative* (Felder & Gardt 2018). Die Ausführungen im ersten Teil des vorliegenden Beitrags orientieren sich in Teilen an dem darin enthaltenen Aufsatz des Verfassers dieses Textes, bündeln Teile dieser Überlegungen und führen sie weiter (vgl. Gardt 2018). Ich danke den Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes für die genaue Lektüre des Beitrags und ihre differenzierten Kommentare. Auch danke ich Patricia Bau für die sorgfältige redaktionelle Einrichtung des Textes.

ßen Teilen leitet, dass unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit entlang der semantischen und grammatischen Strukturen unserer Sprache geprägt werden. Diese Prägung durch die Sprache ist für uns nicht hintergehbar, mit den in ihr angelegten Kategorien ist sie vielmehr ‚immer schon da‘, wir werden in die Sprache hineingeboren und eignen uns die Welt stets als sprachlich gestaltete und vermittelte an. Ein Blick auf die Welt an der Sprache vorbei ist uns nicht möglich, sodass es keine zwei Wirklichkeiten für uns gibt, eine sprachlich konstruierte und eine von uns ‚als solche‘ wahrgenommene Wirklichkeit. Eben weil ein sprachfreies Erkennen der Wirklichkeit unmöglich ist und uns nur die sprachlich konturierte Wirklichkeit kognitiv zur Verfügung steht, mündet der Gedanke, die Sprache schaffe unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit, letztlich in die Feststellung: Die Sprache konstruiert unsere Wirklichkeit. Damit kommt der Sprache in der Trias von Sprache, Denken und Wirklichkeit das erkenntnistheoretische Apriori nicht den Gegenständen der Wirklichkeit, vielmehr der Sprache zu. Intuitiv würde man das Gegenteil annehmen.

1 Sprache vs. Sprachen

Diese Skizze des sprachbezogenen Konstruktivismus ist bei aller Pointierung noch keineswegs erschöpfend. So führt schon die Rede von ‚der Sprache‘ zu einer wichtigen Frage: Ist damit so etwas wie ein ‚Prinzip Sprache‘ gemeint, vielleicht im Sinne einer allen Einzelsprachen zugrundeliegenden basalen Struktur, wie man gelegentlich bereits im Mittelalter annahm?

Ob allen Sprachen eine einzige Grammatik zugrunde liegt? Ja, denn die Natur der Sachen, der Seinsweisen und der Auffassungsweisen sind für alle bzw. bei allen Menschen ähnlich. Dementsprechend sind auch die Weisen des Bezeichnens, des Konstruierens und des Sprechens, welche die Grammatik konstituieren, ähnlich. (Zitiert nach Thurot 1869/1964: 125)

In diesem anonymen Text aus dem 14. Jahrhundert wird eine Universalität der grammatischen Struktur angenommen, die sich der Annahme verdankt, dass sich die Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit wie auch die Erkenntnismechanismen der Subjekte (*modi intelligendi*) ähneln. Damit ähneln sich auch die Prinzipien des Bezeichnens der Gegenstände und Sachverhalte, ferner die Formen des Konstruierens von Sätzen und schließlich die Arten des Sprechens. Unterschiede zwischen den Sprachen bestehen danach lediglich auf ihren Oberflächen, nicht aber in dem, was im 20. Jahrhundert in ähnlicher Bedeutung „Tiefenstruktur“ heißen wird. Als Kronzeuge für die Überzeugung, dass die Dinge der Wirklichkeit universell vorgegeben sind, ebenso ihre kognitive Erschließung

durch den Menschen und schließlich die den Einzelsprachen zugrundeliegenden Prinzipien der sprachlichen Erfassung, ließ sich Aristoteles anführen, dessen Beginn von *De Interpretatione* so lautet:

Es sind also die Laute, zu denen die Stimme gebildet wird, Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen, und die Schrift ist wieder ein Zeichen der Laute. Und wie nicht alle dieselbe Schrift haben, so sind auch die Laute nicht bei allen dieselben. Was aber durch beide an erster Stelle angezeigt wird, die einfachen seelischen Vorstellungen, sind bei allen Menschen dieselben, und ebenso sind es die Dinge, deren Abbilder die Vorstellungen sind. (Aristoteles 1974: 95)

Im Idealfall würde man also mit dem sprachlichen Zugriff zugleich über einen verlässlichen Zugriff auf die Dinge in ihrem faktischen Gegebensein verfügen. Dieses Sprachvertrauen, das dann auch ein Sachvertrauen ist, begegnet in der Geschichte der Sprachreflexion immer wieder. Mitte des 18. Jahrhunderts etwa schreibt Johann Christoph Gottsched (1748/1762/1978: 140A), der zu dieser Zeit wichtigste Grammatiker des Deutschen: „Und eben daher kann man von den Begriffen, die durch diese Absonderung entstanden sind, gar wohl versichert seyn: weil man sie nämlich von wirklich vorhandenen Dingen hergenommen hat.“

Die Alternative zu einer universalistischen Sicht von Sprache ist eine einzelsprachliche, und sie ist es auch, die in den Beschreibungen des Verhältnisses zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit über die Jahrhunderte dominiert. An ihr soll im Folgenden der eingangs knapp umrissene sprachbezogene Konstruktivismus illustriert werden.

2 Sprache und Konstruktion

Mit der konstruktivistischen Annahme, dass die Sprache – im Folgenden stets im Sinne einer beliebigen Einzelsprache – unsere Wirklichkeit konstituiert, ist nicht jede sprachbedingte Veränderung unseres Bewusstseins gemeint. Wenn ich nicht wusste, dass die brasilianische Währung „Real“ heißt, das nun erfahre, dann wurde mein Wissen über Brasilien durch Sprache an einer spezifischen Stelle verändert. Das festzustellen, ist aber trivial. Mit der Rede von der sprachlichen Konstruktion der Wirklichkeit ist weit mehr als die Ebene der expliziten Aussagen gemeint, vielmehr geht es dabei um die semantische und grammatische Struktur der einzelnen Konstituenten der Sprache. Um es am Wortschatz zu verdeutlichen: Wir unterscheiden im Deutschen zwischen Bäumen und Sträuchern und belegen diese Phänomene mit den Bezeichnungen „Bäume“ und „Sträucher“. Aus umgekehrter Perspektive: Fragt man Sprecher und Sprecherinnen des Deutschen, warum es die Wörter „Baum“ und „Strauch“ gibt, dann verweisen sie

meist auf die Existenz von Bäumen und Sträuchern in der Wirklichkeit. Verkürzt meint das: „Es gibt die Wörter, weil es die Dinge gibt“.

Ebenso gut könnte man diese Pflanzen aber auch nach der Größe ihrer Blätter unterscheiden, auch diese Unterscheidung wäre in der Sache begründet. Aber an einer solchen Unterscheidung bestand und besteht kein lebenspraktisches Interesse, wohl aber an den mit „Baum“ verbundenen physischen Eigenschaften und den mit ihnen korrelierenden semantischen Merkmalen *Stamm*, *Äste*, *Blätter* usw., weshalb wir eben über die Bezeichnungen „Baum“ und „Strauch“ verfügen, nicht aber über die Bezeichnungen „Großblättriger“ und „Kleinblättriger“. In einem Gedankenspiel wäre aber eine Gemeinschaft denkbar, in der es genau diese Unterscheidung anstelle der Unterscheidung zwischen Bäumen und Sträuchern gibt, vielleicht deshalb, weil großblättrige Pflanzen dort giftige Früchte tragen, kleinblättrige dagegen genießbare und zudem Holz keine relevante Rolle im Leben dieser Menschen spielt. Wenn ein Kind in eine Sprachgemeinschaft hineinwächst, dann erlernt es mit der Sprache zugleich die ontischen Differenzierungen, die fortan untrennbar mit der Sprache verbunden sind, jedenfalls solange sie nicht hinterfragt werden, etwa durch den Kontakt mit einer fremden Sprache und Kultur, in der anders kategorisiert wird.

In Bezug auf das Beispiel könnte man resümieren, dass die Sprache unsere Wirklichkeit konstruiert. Ein solches Resümee ist dann legitim, wenn deutlich bleibt, dass es ontische Bezugspunkte für die Bezeichnungsvorgänge bei „Baum“/„Strauch“ und „Großblättriger“/„Kleinblättriger“ gibt: bei Bäumen die Existenz eines Stammes, von Ästen und Blattwerk usw., bei Großblättlern das Vorhandensein giftiger Früchte usw. Die ontischen Bezugspunkte zwingen nicht zu einer ganz bestimmten Kategorisierung, denn die Sprachgemeinschaft hätte auch andere ontische Bezugspunkte wählen können, die dann jeweils zu einer anderen Kategorisierung geführt hätten. Aber die Gemeinschaft hat oft gute Gründe für ihre Charakterisierung, wie das Beispiel zeigt. Diese „guten Gründe“ liegen in den zu kategorisierenden Sachen und sie setzen den konstruktivistischen Akten als Verfahren des Hervorbringens von Wirklichkeit Grenzen. Genau dieser Aspekt des Konstruktivismus wird später eine zentrale Rolle spielen.

Was sich am Wortschatz zeigen ließ, kann auch im Bereich der Grammatik dargelegt werden. Allerdings ist hier der Nachweis einer Verbindung zwischen einer sprachlichen Kategorie und einem dadurch evozierten Bild der Wirklichkeit meist wesentlich schwieriger zu führen. So gibt es zahlreiche Untersuchungen z. B. zu den Tempussystemen unterschiedlicher Sprachen und ihren Folgen für die Wahrnehmung zeitlicher Abläufe, aber auch solche zu morphologischen Fragen. Zu letzteren zählen etwa die Forschungen Wilhelm von Humboldts und anderer zu den Unterschieden zwischen isolierenden und flektierenden Sprachen.

Sie mündeten in seinen berühmt gewordenen Formulierungen zu einer sprachlichen Weltansicht, auf die noch eingegangen werden wird.

Tatsächlich gehen Überlegungen, die einen konstitutiven Einfluss der Sprache auf unsere Bilder von der Welt behaupten, viel weiter als bis auf Humboldt und das 19. Jahrhundert zurück. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts schreibt der englische Empirist Francis Bacon (1620/1963: 71–268, Aphorismus 59 und 43): „Verba [...] res secant“, die Wörter zerteilen, gliedern die Dinge und beeinflussen so ihre Wahrnehmung durch uns. Wo aber die Gliederung der Sprache nicht der Gliederung der Welt entspricht, führt das zu falschen Vorstellungen von den Dingen. John Locke (1690/1975): III, IX, 21) konstatiert in seinem *Essay Concerning Human Understanding*, dass eben deshalb die Wörter „between our Understandings, and the Truth“ treten können. In Deutschland bestätigt Gottfried Wilhelm Leibniz diese Einschätzung, lässt zugleich, wie auch die angelsächsischen Philosophen, keinen Zweifel daran, dass hinter den unterschiedlichen sprachlichen Darstellungen der Wirklichkeit verbindliche ontische Bezugspunkte liegen:

Und wie eine und dieselbe Stadt, von verschiedenen Seiten betrachtet, immer wieder anders und gleichsam perspektivisch vervielfältigt erscheint, so gibt es vermöge der unendlichen Vielheit der einfachen Substanzen gleichsam ebensoviele verschiedene Welten, die indes nichts andres sind als [...] perspektivische Ansichten einer einzigen.²

Hinter allen Zweifeln an der epistemologischen Zuverlässigkeit der einzelnen Sprachen zeigt sich hier eine Art Weltvertrauen, das man vielleicht so beschreiben könnte: Die Wirklichkeit mag in unterschiedlichen sprachlichen Fassungen je verschieden erscheinen, aber sie ist nicht ganz und gar konstruiert, enthält vielmehr einen ontischen Kern, dem sich die Wissenschaft durch sorgfältiges analytisches Arbeiten nähern kann. Denn wir sind sehr wohl dazu in der Lage, das zu erkennen, „qui existe effectivement“ (Leibniz 1704/1962: III/VI/28), was wirklich existiert.

Die Skepsis angesichts der epistemologischen Unzuverlässigkeit natürlicher Sprachen hält sich bis in die Gegenwart. Was aber in weiten Bereichen nicht mehr begegnet, ist das Vertrauen, man könne dennoch zu einer exakten Erkenntnis der Dinge gelangen. Besonders ausgeprägt gilt das für die Geisteswissenschaften. Während in Ludwig Wittgensteins Kritik an der „Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel der Sprache“ (Wittgenstein 1945/1960: § 109) zumindest die

² „Et comme une même ville regardée de differens côtés paroît toute autre, et est comme multipliée perspectivement; il arrive de même, que par la multitude infinie des substances simples, il y a comme autant de differens univers, qui ne sont pourtant que les perspectives d'un seul selon les differens points de veüe de chaque Monade“ (Leibniz 1714/1965: § 57; dt. Text: Leibniz [1966]: 448).

Möglichkeit enthalten ist, dass es vielleicht auch so etwas wie eine ‚Enthexung‘ geben könnte (eben wieder durch die Wissenschaft), ist die Abwendung von einem Erkenntnisoptimismus früherer Epochen Kennzeichen konstruktivistischer Überlegungen der Gegenwart. Der Konstruktivismus braucht, wie zu zeigen sein wird, diese Abwendung, um sein ideologie- und gesellschaftskritisches Anliegen zu stützen, aber er gefährdet damit zugleich genau dieses Anliegen.

Besonders deutlich tritt die Abwendung in den Positionen des Radikalen Konstruktivismus hervor. So spricht Humberto Maturana (1982: 73) davon, dass die grundlegende Aufgabe der Sprache „nicht in der Übermittlung von Informationen oder in der Beschreibung einer unabhängigen Außenwelt“ besteht, „sondern in der Erzeugung eines konsensuellen Verhaltensbereiches zwischen sprachlich interagierenden Systemen im Zuge der Entwicklung eines kooperativen Interaktionsbereiches“. Das betont, zunächst zu Recht, die Wichtigkeit der Etablierung konsensuell gesicherter, kooperativer Interaktionsbereiche zwischen den kommunizierenden Subjekten, gibt aber die Notwendigkeit und die Möglichkeit eines auf die Außenwelt gerichteten verlässlichen Erkennens letztlich preis. Da das wiederum mit den Prinzipien wissenschaftlichen Arbeitens schwer in Einklang zu bringen ist, schreiben Francisco Varela, Evan Thompson und Eleanor Rosch als Vertreter bzw. als Vertreterin eines Radikalen Konstruktivismus:

Weil diese relative, konventionelle, in gegenseitiger Abhängigkeit entstandene Welt gesetzmäßig aufgebaut ist, können wir Wissenschaft treiben – sie ist ebenso möglich wie der Alltag. Ganz funktional-pragmatisch sind Wissenschaft und Technik selbst dann möglich, wenn sie auf Theorien mit ungerechtfertigten metaphysischen Annahmen basieren [...]. (Varela, Thompson & Rosch 1995: 309)

Tatsächlich bedeutet die zitierte Aussage nicht weniger, als dass das, was die Wissenschaft leistet – und damit auch, als Konsequenz wissenschaftlichen Arbeitens, ein großer Teil der uns umgebenden Wirklichkeit – in der Welt zwar funktionieren mag, aber auf einem erkenntnistheoretischen Irrtum („mit ungerechtfertigten metaphysischen Annahmen“) basiert. Um es pointiert auszudrücken: Die Wirklichkeit passt nicht zur Theorie (oder, um es ironisch auszudrücken: Die Theorie hätte eine ihr angemessener Wirklichkeit verdient).

Mit dieser Position ist im Grunde das Extrem konstruktivistischer Argumentation erreicht. In linguistischen Arbeiten, zumindest der letzten Jahre, findet sich meines Wissens nichts Vergleichbares. In anderen Formen – und diese Unterscheidung ist zentral – ist konstruktivistisches Denken allerdings stark präsent, und Richard Rorty (1989: 21) spricht diesem Denken in den Geisteswissenschaften sogar „kulturelle Hegemonie“ zu. In der Linguistik gilt dies vor allem für diejenigen Teildisziplinen des Fachs, die ausdrücklich kulturorientiert/kulturwissenschaftlich arbeiten. Vor allem auf weite Teile der Text- und wohl auf die gesamte

Diskurslinguistik trifft dies zu. Das schließt Fragen der Wortsemantik wie der Multimodalität selbstverständlich ein.

An dieser Stelle einige Bemerkungen zur Begrifflichkeit. Im vorliegenden Beitrag ist von nun an im Zusammenhang mit konstruktivistischen Überlegungen von einer *kulturwissenschaftlichen Linguistik* die Rede. Es ist der Ausdruck, der sich für diese Art der Linguistik mehr und mehr durchzusetzen scheint. Zugleich gibt es zu ihm eine Reihe von Alternativen. So findet sich bei Fritz Hermanns (2003) der Begriff der *linguistischen Hermeneutik*, bei Jochen Bär (2015), sozusagen spiegelbildlich, der einer *hermeneutischen Linguistik*, während bei Ulla Fix (2011) von einer *kulturspezifisch orientierten Textlinguistik* und bei Angelika Linke (2011) von *kulturanalytischer Linguistik* die Rede ist. Schröter, Tienken und Ilg (2019) verwenden *Linguistische Kulturanalyse/Kulturlinguistik*, verweisen auf Czachur (vgl. Schröter, Tienken & Ilg 2019: 5), der 16 Begriffe listet (vgl. Czachur 2018: 15), bieten darüber hinaus eine differenzierte semantische Bestimmung, die die Inhalte der einzelnen Begriffe zusammenführt und eine Reihe zentraler Kennzeichen dieser Linguistik nennt (in diesem Sinne auch Schröter 2022, ergänzt durch Beispiele der kulturellen Einbettung sprachlicher Formen):

- 1) die Annahme, dass Sprachliches und anderweitig Kulturelles in einem Verhältnis der gegenseitigen Hervorbringung stehen,
- 2) ein dynamisches, dialogisches, zur Kommunikation hin geöffnetes Verständnis von Sprache sowie ein historisches, gesellschaftsbezogenes Verständnis von Kultur,
- 3) die Rehabilitierung der traditionell sogenannten sprachlichen ‚Oberfläche‘ und das Erkennen von Mustern darin,
- 4) die Entwicklung kulturbezogener Deutungen bzw. die Rekonstruktion kulturellen Sinns aus diesen Mustern und
- 5) eine daraus resultierende Öffnung der Linguistik zu anderen Disziplinen, insbesondere zur Geschichtswissenschaft, Kulturwissenschaft bzw. Kulturanthropologie und Soziologie, aber auch zur Psychologie und anderen Humanwissenschaften, wobei diese Öffnung nicht auf eine Fusion der Disziplinen zielt. (Schröter, Tienken & Ilg 2019: 6)

Das entspricht im Grunde exakt dem, was im vorliegenden Beitrag unter *kulturwissenschaftlicher Linguistik* verstanden wird. Und obgleich der Verfasser selbst an anderen Orten von *kulturbezogener* bzw. *kulturorientierter Sprachwissenschaft* spricht (z. B. Gardt 2003 und öfter), wird hier dem Begriff *kulturwissenschaftliche Linguistik* der Vorzug gegeben. Der Grund ist die Suche nach einem Überbegriff für die genannten Ausdrücke. Ganz unproblematisch ist die Wahl nicht, weil *kulturwissenschaftlich* im Deutschen zunächst als Übersetzung des englischen *cultural studies* verwendet wurde, womit in den 1960er Jahren erstmals eine gesellschaftspolitisch oft engagierte Verschränkung von Disziplinen bezeichnet wurde, die, zu Beginn im Rahmen der Sozialwissenschaften, unter anderem literaturwissenschaftliche, philosophische, medienwissenschaftliche, ethnologische und andere Forschungsrichtungen einbezog,

oft im interkulturellen Vergleich. Die heutige Verwendung von *kulturwissenschaftlich* steht in Teilen noch in dieser Tradition, jedoch weniger innerhalb der Sprachwissenschaft, sodass eine Verwendung als Hyperonym möglich und sinnvoll erscheint.

Im Folgenden soll die Präsenz konstruktivistischen Denkens in der aktuellen Linguistik angesprochen werden. Dazu werden zunächst einige Ausdrücke und Formulierungen aus einem Band wiedergegeben, der vom Verfasser dieser Zeilen mit herausgegeben wurde (wozu angemerkt sei, dass der Verfasser in seinem eigenen wissenschaftlichen Arbeiten zentrale konstruktivistische Theoreme teilt):³

realitätskonstituierende Macht der Wörter, gegenstandskonstitutive Rolle von Sprache, zentrale Rolle der Sprache im Prozess der Gegenstandsetzung/-prägung/-konstitution, Sachverhaltskonstitution durch Sprache, sprachliche Konstruktion von Wirklichkeit durch Medien, wirklichkeitskonstitutive Kraft der Kommunikation, Realitäten werden sprachlich konstituiert, mit Sprache werden Realitäten konstruiert, Sprache wirkt konstitutiv in den Prozessen der Erkenntnisgewinnung mit, Sprache bildet Außersprachliches nicht einfach ab, vielmehr trägt (der oft strategische Einsatz von) Sprache selbst dazu bei, ‚Wirklichkeit‘ zu schaffen usw. (Zitiert nach Gardt 2018: 2)

Die Formulierungen illustrieren die Überzeugung von der zentralen Rolle der Sprache bei der Konstruktion unserer Wirklichkeit. Ebendas macht den Konstruktivismus zu einem starken und immer wieder überzeugenden Mittel der Argumentation: Er erlaubt ein Hinterfragen sprachlicher Oberflächen mit ihren gesellschaftlich sedimentierten Meinungen, Überzeugungen und (vermeintlichen) Wissensbeständen. Er kann aufzeigen, dass Formulierungen wie „die Größe unserer Nation“, „die Alternativlosigkeit dieser Politik“ oder „die Gefährdung unserer Identität durch Fremdes“ die Wirklichkeit nicht objektiv spiegeln, sondern Ausdruck von Interessen sind, Einzelter oder ganzer Gruppen. Nicht selten geht es dabei um Macht, um den Versuch, die eigene Position durchzusetzen, und gerade auf gesellschaftlich und politische brisante Themen sind linguistische Begriffs-, Text- und Diskursanalysen deshalb oft gerichtet.

Zugleich dient der linguistische Konstruktivismus nicht nur der Analyse, sondern wirkt auch handlungsleitend oder soll zumindest so wirken. Am Beispiel der Forderung nach Gendern sei das kurz skizziert. Diese Forderung ist nur dann sinnvoll, wenn man davon überzeugt ist, dass durch die Änderung des sprachlichen Ausdrucks eine Veränderung der Einstellung gegenüber den Geschlechtern bewirkt werden kann. Die entsprechende Argumentation würde dann so verlaufen: Wenn es zutrifft, dass die Strukturen der Sprache unsere Vorstellungen von

³ Die Ausdrücke sind orthografisch und flexionsmorphologisch angeglichen, entsprechen in jeder anderen Hinsicht aber ihrem Textvorkommen. Bei dem Sammelband handelt es sich um das *Handbuch Sprache und Wissen* (vgl. Felder & Gardt 2015).

der Wirklichkeit prägen, sollten Frauen (oder auch andere Geschlechter) in der Sprache unmittelbar präsent sein. Eine indirekte Präsenz, die sozusagen den Umweg über eine grammatische Regel nehmen muss (wie die des generischen Maskulinums), könne dies nicht leisten.

Mittlerweile sind konstruktivistische Überlegungen im Alltag angekommen, wenn auch gelegentlich etwas schlicht und ohne wissenschaftlichen Bezug. Ein Beispiel für einen solchen Alltagskonstruktivismus soll dies verdeutlichen. Auf einer Website zum Thema Gendern heißt es: „Durch Sprache entstehen Bilder in unseren Köpfen. Werden nur Männer genannt, spiegelt sich das in unseren gedanklichen Vorstellungen wider. Das widerspricht oftmals der Realität [...].“⁴

Das Beispiel zeigt zugleich, dass konstruktivistische Argumentationen, die auf Sprache bezogen sind, meist von einem aufklärerischen, gesellschaftspolitisch liberalen, gelegentlich auch explizit ideologiekritischen Duktus getragen sind (Letzteres etwa bei Wodak et al. 1998; einen Überblick über unterschiedliche Ansätze der Diskursanalyse geben u. a. Niehr & Schlobinsky 2017), sei dies innerhalb oder außerhalb der Wissenschaften. Dass das so ist, hängt mit der Geschichte des Konstruktivismus zusammen, ist aber keineswegs zwingend. Zwei Beispiele zu Letzterem: Das erste stammt aus dem frühen 19. Jahrhundert und beschreibt die vermeintliche Wirkung französischer Wörter im Deutschen. Der Autor bezieht sich auf

[...]jene Wälschworte [d. h. Gallizismen, A. G.], so Seelengift einschwärzen, unsere Grundsicht verdüstern, die Lebensverhältnisse verwirren, und durch andersartige, sittliche, rechtliche, und staatliche Begriffe das Deutschthum verunstalten, entstellen und schänden. (Jahn 1833: 206)

Wird hier das Französische abgewertet, so werden die germanischen Sprachen in einem Text von 1934/35 in der Tradition des Germanenmythos ideologisch aufgewertet. Denn der „scharfgeschnittene germanische Silbenakzent“ lasse den „Willen zur Ordnung, zur Klarheit und zur Kraft des Ausdrucks“ germanischer Sprachen erkennen, deren Sprecher in ihrem Sprachgebrauch „Zucht und Verhaltenheit des nordisch-germanischen Menschen“ zeigten (Schultheiß 1934/1935: 8). Die Ablehnung von exogenem Wortschatz findet sich bis in die Gegenwart, dann meist von Anglizismen, aber nicht in einer annähernd vergleichbaren ideologischen Schärfe, wie sie in den angeführten Zitaten begegnet.

An dieser Stelle sollen noch einmal einige der oben wiedergegebenen Formulierungen aus dem Band von 2015 aufgegriffen werden: Sprache *wirkt konstitutiv in den Prozessen der Erkenntnisgewinnung mit*, Sprache *bildet Außersprachliches*

⁴ <https://geschicktgendern.de/muss-das-sein/> (letzter Zugriff 31.10.2024).

nicht einfach ab, vielmehr trägt (der oft strategische Einsatz von) Sprache selbst dazu bei, „Wirklichkeit“ zu schaffen. Hier wird die wirklichkeitskonstituierende Rolle der Sprache nicht verabsolutiert, zumindest wird die Möglichkeit angedeutet, dass die Sprache *nicht ausschließlich* für die Konstruktion unserer kognitiven Wirklichkeit verantwortlich ist (und damit für die Wirklichkeit schlechthin, da – im Sinne des sprachbezogenen Konstruktivismus – ein sprachfreies Erkennen der Wirklichkeit unmöglich ist): Die Sprache „wirkt“ bei der Erkenntnisgewinnung konstitutiv „mit“ – man könnte ergänzen: neben anderen Faktoren, die Erkenntnis generieren. Und: Sie „bildet Außersprachliches nicht einfach ab“ – nicht „einfach“, d. h. nicht nur, aber dann doch in einem gewissen Umfang. Nun könnte man annehmen, dass die Verfasser der Texte, aus denen hier zitiert wurde, die Lücken bei der Konstruktion von Wirklichkeit mit multimodalen Faktoren füllen würden, die ebenfalls Erkenntnis befördern, und vielleicht ist das auch der Fall. Tatsächlich aber wird hier, ob von den Autoren beabsichtigt oder nicht, eine ganz zentrale Frage angesprochen: Gibt es etwas Ontisches jenseits des durch Sprache (oder durch multimodale Phänomene) Konstruierten, das auf unser Erkennen unmittelbar einwirkt? Anders formuliert: Erkennen wir ausschließlich das uns durch Sprache Zugeführte und das auch nur so, wie es uns die Sprache zuführt?

Hier sei auf eine vielzitierte Textstelle aus einer Arbeit Wilhelm von Humboldts verwiesen:

In jeder Sprache liegt eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. [...] Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. (Humboldt 1836/1992: 53–54)

Interessant ist die Verschiebung von „hauptsächlich“ (Humboldt 1836/1992: 53–54) zu „ja, [...] sogar ausschließlich“ (Humboldt 1836/1992: 54): Die Behauptung, dass Erkenntnisse über die Welt *ausschließlich* durch die Sprache vermittelt werden, wird erst in einem zweiten Schritt formuliert, so als halte Humboldt zunächst die Möglichkeit offen, dass noch etwas anderes als das rein sprachlich Vermittelte unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit prägen würde. Erst abschließend gelangt er zu der Formulierung der allumfassenden Präsenz der Sprache im Erkenntnisprozess. Doch ist dieses Zögern durchaus verständlich, und es findet sich bei vielen Autoren und, zumindest in späteren Zeiten, Autorinnen: Denn mit welchem Recht, auf welchem wissenschaftlichen Fundament basierend könnte man eine solche Ausschließlichkeit des sprachlich vermittelten Weltzugangs behaupten, angesichts der schieren Präsenz der Wirklichkeit in der Lebenswelt?

Um das Problem zu lösen, gab es immer wieder Vorschläge. So unterscheidet etwa John Searle (vgl. 1995) zwischen *brute facts* und *institutional facts*. Zu den

brute facts zählen, vereinfacht gesagt, unter anderem Naturphänomene wie der Schnee auf dem Mount Everest, zu *institutional facts* zum Beispiel das institutionelle Phänomen einer Währung. Ein Geldschein wiederum verbindet beides: In seiner physischen Existenz ist er ein *brute fact*, der – einmal produziert – unabhängig vom Menschen existiert, während der von ihm repräsentierte finanzielle Wert Resultat einer gesellschaftlichen Setzung ist. Solche Setzungen geschehen in der einen oder anderen Form durch deklarative Sprechakte, indem zum Beispiel Geldscheine offiziell zu einem Zahlungsmittel erklärt werden.

Doch diese Unterscheidung greift zu kurz. So wichtig deklarative Sprechakte auch sind, stellen sie nur einen einzigen unter den zahlreichen sprachlichen Faktoren dar, die die gesellschaftliche Wirklichkeit hervorbringen. Genau diese Faktoren sind es, die in Text- und Diskursanalysen, die ja auf Erscheinungen der Lebenswelt zielen, Resultat der analytischen Arbeit sind, von konzeptuellen Metaphern über Schlagwörter in ihren deontischen Bedeutungen, syntaktische Strukturen, Varianten der Typografie, Formen der Textdeixis, Topoi der Argumentation etc. etc. – im Grunde die ganze Fülle sprachlicher und multimodaler Phänomene, die in Texten und Diskursen Bedeutung konstituieren.

Searles Sprachphilosophie hat eine deutliche Neigung zu einem erkenntnistheoretischen Realismus, trotz seines konstruktivistischen Zugeständnisses in Form der deklarativen Akte. Auch ist seine Unterscheidung zwischen *brute facts* und *institutional facts* recht holzschnittartig. Aber für die analytische linguistische Arbeit stellt sie dennoch einen Gewinn dar: Die Analysen sind nahezu immer auf *institutional facts* gerichtet (bzw. aus konstruktivistischer Sicht: auf Behauptungen, bei dem Untersuchungsgegenstand handele es sich um *facts*), so dass nicht alle involvierten *brute facts* ebenfalls hinterfragt werden müssen. Searles Unterscheidung lenkt die Aufmerksamkeit auf die Eigenständigkeit eines Teils der Wirklichkeit, der nicht Gegenstand von Konstruktion ist.

Eine andere Antwort auf die Frage nach einer Wirklichkeit jenseits sprachlicher Konstruktion gibt Martin Heidegger. Am Beispiel der Newton'schen Gesetze führt er aus: „Bevor die Gesetze Newtons entdeckt wurden, waren sie nicht ‚wahr‘ [...]“ (Heidegger 1927/1977: § 44). Vor Newton gab es diese Gesetze nicht, da erst er sie als Aussagen formuliert hat, also waren sie weder wahr noch falsch. Das bedeutet aber nicht, dass das, worauf sie sich bezogen, zuvor nicht bereits existiert hat: „Die Gesetze Newtons waren vor ihm weder wahr noch falsch, kann nicht bedeuten, das Seiende, das sie entdeckend aufzeigen, sei vordem nicht gewesen“ (Heidegger 1927/1977: § 44).

Solche Versuche, einen Unterschied, eine Grenze zwischen dem Konstruiertsein der Wirklichkeit und ihrer Eigenständigkeit jenseits von Konstruktionen zu bestimmen, finden sich zuhauf. Betrachtet man das Problem aus linguistisch-forschungspraktischer Perspektive, dann lässt sich zweierlei festhalten: Es ist

nicht sinnvoll, alles zur Konstruktion zu erklären, weil so ein endloser Regress droht, da sich jede Aussage über eine Konstruktion selbst wieder als Konstruktion erweisen würde. Damit gäbe es auch keine Möglichkeit, einzelne Aussagen als ‚in der Sache treffender‘ als andere auszuweisen, denn jede Aussage über ‚die Sache‘ würde ihrerseits auf einer Konstruktion fußen. Alle Aussagen könnten letztlich den gleichen Grad an Wahrheit beanspruchen. Andererseits hätte es keinen Sinn, zu einer ontologisierenden Position zurückzukehren, die jedes konstruktivistische Hinterfragen mit der Behauptung unterbindet, dass ‚die Dinge nun einmal so sind, wie sie sind‘. Dann würde man sich des Gewinns des konstruktivistischen Fragegestus begeben: hinter die Oberflächen des angeblich ‚natürlich Gegebenen‘, ‚schon immer so Gewesenen‘ zu blicken.

Friedrich Nietzsche (1886/1967: 7/60) hat ein berühmt gewordenes Diktum formuliert: „[N]ein, gerade Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen“. Es richtet sich – zu Recht – gegen ein Denken, das sich allzu selbstgefällig der Dinge sicher zu sein glaubt. Allerdings geht die pauschale Leugnung der Existenz von Tatsachen zu weit, tatsächlich bestehen sie *neben* den Interpretationen. In einer etwas zugespitzten Form beschreibt das der argentinische Sozialwissenschaftler Alejandro Grimson. Ausgehend von Nietzsches Diktum stellt er mit Bezug auf die Geschichte seines Landes fest: „Aber wir wissen, dass es Tatsachen gibt: die Kriegstoten, diejenigen, die Gliedmaßen verloren haben, die Gesellschaften, in denen die Lohnempfänger in nur einem Monat aufgrund der Hyperinflation arm werden, usw.“ Und er resümiert: „Das Problem besteht darin zu erkennen, wo die konventionell mit Worten benennbaren Tatsachen und wo die Interpretationen beginnen“ (Grimson 2015).

Das mag eingangs etwas dramatisch klingen, trifft aber im Resümee den Nagel auf den Kopf. In der Tat ist das Bestimmen der Grenzen zwischen Tatsachen und Interpretationen/Konstruktionen das zentrale erkenntnistheoretische Problem des Konstruktivismus, ein Problem, für das sich keine einfache Lösung finden lässt.

Kulturwissenschaftlich arbeitende Linguistinnen und Linguisten könnten versucht sein, sich der theoretischen Auseinandersetzung mit diesem Problem zu entziehen, indem sie auf den Gegenstandsbereich ihrer Forschung verweisen: Da der nun einmal im kulturellen Bereich liege, sei er per definitionem offen für Konstruktionen. Das ist richtig, und tatsächlich muss nicht jede neue Analyse zunächst einmal theoretisch erörtern, wo genau die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Konstruktion liegen. Wer etwa zu den kommunikativen Strategien zur Zeit der Konfessionalisierung arbeitet, zu Begrüßungsritualen in unterschiedlichen

Sprachgemeinschaften, zur Begriffsgeschichte von *Held* im Deutschen der weiteren Gegenwart oder zu sprachlichen und multimodalen Formen gesellschaftlicher Auseinandersetzung in sozialen Medien, kann zu wichtigen Ergebnissen gelangen, ohne die Frage nach einer Abgrenzung von Wirklichkeit und Konstruktion theoretisch umfassend zu behandeln.

Andererseits ist es keineswegs so, dass kulturellen Phänomenen keine Faktizität zukommt. Das Phänomen ‚Europa‘ etwa ist ein kulturelles Phänomen, das Resultat konstruktiver Akte ist. Aber einmal etabliert, wird es zur Tatsache mit sehr konkreten Auswirkungen auf das Leben der Menschen. Weil Europa aber durch konstruktive Akte zustande gekommen ist, ist es auch durch Konstruktionen potenziell veränderbar. Dass diese Konstruktionen nicht beliebig sein können, ist offensichtlich, da sie sich in ein vorgegebenes Geflecht von historischen, gesellschaftlich-politischen, ökonomischen usw. Bedingungen einfügen müssen.

Zur Veranschaulichung des Zugriffsbereichs kulturwissenschaftlicher Linguistik könnte man eine Stufung der Konstruktionen annehmen. Für eine erste Stufe – man könnte von Konstruktionen ersten Grades sprechen – gilt, dass dieses Konstruieren grundlegend und nicht hintergehbar ist. Als Menschen verfügen wir über Sinnesorgane, die den Prozess und, wie sehr auch immer, die Konturierung der Wahrnehmung sowohl ermöglichen als auch steuern, und wir verfügen über neurophysiologische Strukturen, die die Verarbeitung dieser Sinnesdaten ebenfalls ermöglichen und steuern. Aber für Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler ist es müßig, über die menschlichen Sinnesorgane und neurophysiologischen Strukturen zu reflektieren, nicht weil das Thema unwichtig wäre, aber weil eine solche Reflexion nicht zu ihren Aufgaben zählt. Vielmehr zählt sie zu den Aufgaben vor allem der Neurobiologie und der Philosophie (aus konstruktivistischer Perspektive z. B. Humberto Maturana – vgl. u. a. Maturana & Varela 1987 –, aus realistischer Perspektive z. B. John Searle – vgl. Searle 2015).

Konstruktionen zweiten Grades dagegen changieren zwischen Automatismus und Intentionalität, liegen wie ein thematischer Filter zwischen der Welt und ihrer Erkenntnis durch die Subjekte, sind potenziell hintergehbar, und genau auf diesen thematischen Filter zielt das linguistische Arbeiten: auf politische, gesellschaftliche, religiöse, ästhetische, wissenschaftliche, alltagsweltliche etc. Prägungen von Kommunikaten jeder Art.

3 Konstruktion und Wirklichkeit

Nicht selten geht der Gedanke, die Wirklichkeit lasse sich voll und ganz in Konstruktionen auflösen, mit der Annahme einher, eine objektive, in der Sache genau treffende sprachliche Darstellung von Wirklichkeit sei nicht möglich. Aber dass man die Wirklichkeit mittels Sprache sachgerecht beschreiben kann, ist schlicht eine Alltagserfahrung. Um ein Beispiel zu geben: Fertigt man eine Wegbeschreibung für einen Fußweg zum Bahnhof an, und alle Personen, die ihr folgen, gelangen tatsächlich zum Bahnhof, dann hat man ganz offensichtlich einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit zuverlässig in Sprache beschrieben. Nun könnte die Wegbeschreibung darauf hinterfragt werden, ob sie den Sachverhalt tatsächlich *in jeder Hinsicht* objektiv, sachlich treffend dargestellt habe. Sollte in der Beschreibung z. B. der Satz enthalten sein: „Nach 30 Minuten kommt man am Bahnhof an“, dann ließe sich fragen: Was *genau* bedeutet es, an einem Bahnhof „anzukommen“? Wenn man auf dem Bahnhofsplatz steht? Oder vor dem Eingang des Bahnhofsgebäudes? Oder muss man das Bahnhofsgebäude betreten haben? Oder vielleicht ein Geschäft, das baulicher Teil des Bahnhofskomplexes, aber auch von außen zugänglich ist? In ähnlicher Weise könnte man fragen, was genau es bedeutet, in der Wegbeschreibung dazu aufzufordern, „bis zur Straßenecke“ zu gehen. Wann *genau* endet dieser Vorgang? Es ist offensichtlich, dass hier keine absolute Exaktheit – und, so gesehen, auch keine tatsächliche Objektivität/Sachgerechtigkeit – möglich ist. Aber ein wenig erinnern die zitierten Fragen an die (in dieser Zusitzung fälschlicherweise) den Scholastikern zugeschriebene Frage, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz finden (vgl. dazu Marschler 2006). Als Antwort auf die am oben gegebenen Beispiel illustrierte Exaktheitsforderung sei auf Ludwig Wittgenstein (1945/1966: § 88) verwiesen, der rhetorisch fragt, ob es „unexakt [ist], wenn ich den Abstand der Sonne von uns nicht auf 1 m genau angebe; und dem Tischler die Breite des Tisches nicht auf 0,001 mm?“.

Im zweiten Teil meines Textes konzentriere ich mich auf einen der zuvor genannten Punkte: der Würdigung einer Präsenz der Wirklichkeit jenseits von Konstruktionen. Eine solche Würdigung ließe sich schon in einer seit Jahrzehnten bestehenden, aber sich in den letzten Jahren zunehmend verbreitenden Praxis linguistischen Arbeitens erkennen. Theoretischer Ausgangspunkt ist eine konstruktivistische Position, bei gleichzeitiger Hinwendung zu sehr konkreten, oft materiellen Phänomenen, die über das rein Sprachliche hinausweisen und in die linguistische Analyse einbezogen werden. Es scheint nicht unwahrscheinlich, dass diese Hinwendung auf eine Distanzierung von einem als zu pointiert empfundenen konstruktivistischen Gestus hinweist. Die damit angesprochene Art der Linguistik sei im Folgen-

den als *Phänomenologische Linguistik* bezeichnet⁵ und die ihr entsprechende Spielart des Konstruktivismus als *Phänomenologischer Konstruktivismus*.⁶ Der letztgenannte Begriff scheint auf den ersten Blick widersprüchlich zu sein, da das Phänomenologische in seinen ontischen Qualitäten dem Konstruiertsein zu widersprechen scheint. Doch gerade um eine Verbindung der beiden Kategorien geht es hier.

Zur Geschichte: Von der Konzentration auf das Sprachsystem hat sich das Fach zu einer Linguistik des Sprachgebrauchs erweitert und darüber hinaus in die Bereiche von Multimodalem, von Interaktionen und von Praktiken, die bis in das Materielle reichen. Das System selbst wurde gewissermaßen nach oben hin erweitert, über die Satzgrenze hinaus zu Texten, dann zu Diskursen, die nicht in der Weise regelhaft strukturiert sind wie Sätze, aber auch nicht völlig regellos verlaufen.⁷

Ulla Fix (2018: 207) hat diese Ausweitung an der Entwicklung des Textbegriffs beschrieben: Der Text war zunächst strukturelle Einheit, dann kommunikative Größe, schließlich multimodales Diskurs-, Kultur- und Zeichenphänomen, das an Materialität geknüpft ist, eingebunden „in eine Welt bzw. in Welten (aus Texten, Wissen, Tatsachen)“. Die Wissenschaftler, die diese Forschung betreiben, weist sie, im Sinne Ludwik Flecks, bestimmten „Denkkollektiven“ zu, und das aktuelle nennt sie das der „Materialitätsforscher“, die einen „sehr bewussten Bezug zur Wirklichkeit“ haben. Die Formulierung mag zunächst überraschen, da doch spätestens mit der Öffnung des Fachs in den gesellschaftlichen Raum, also mit dem Aufkommen von Soziolinguistik und Pragmatik, der konkrete Sprachgebrauch in den Fokus rückte, das Vorkommen von Sprache in der sozialen Wirklichkeit, was aber schon vor etlichen Jahrzehnten geschah. Inwiefern wären dann die aktuellen Materialitätsforscher noch näher an der Wirklichkeit?

Was Ulla Fix (2018: 207) mit dem Begriff „Materialitätsforscher“ und der Rede vom „sehr bewussten Bezug zur Wirklichkeit“ gemeint haben mag, wird deutlich, wenn man z. B. den Einleitungsaufsatz von Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke und Angelika Linke in dem Band *Sprachliche und kommunikative Praktiken* von 2016 liest. Die folgenden Ausdrücke und Formulierungen sind dem Text entnom-

5 Das Konzept der *Phänomenologischen Linguistik* wurde in einer ersten Fassung und noch unter der Bezeichnung *Phänomenorientierte Linguistik* erstmals 2013 auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Germanistische Sprachgeschichte (GGSG) in Kassel vorgestellt. Auch begegnet der Begriff in der Konzeption der Reihe der *Handbücher Sprachwissen* (HSW) (Felder & Gardt 2015). In dem *Handbuch Sprache in der Geschichte* (Bär, Lobenstein-Reichmann & Riecke 2019) findet sich eine nähtere Bestimmung des Konzepts, siehe dazu unten, Anm. 18.

6 Mit letzterer Bezeichnung greife ich eine Anregung der Herausgeberinnen dieses Bandes auf.

7 Begriffe wie *Kohäsion*, *Kohärenz*, *Textdeixis*, *Textsorte*, *Texttyp*, *Textfunktion*, auch *Diskursakteur*, *Diskursstrang*, *Diskursebene* usw. belegen es (vgl. dazu Wrana et al. 2014).

men, sie lassen über ihre Fläche ein Bild entstehen, das dem von Ulla Fix ange deuteten durchaus entspricht:

Materialität, ontologisch adäquat, dingliche Kontexte, „Hier-und-Jetzt“-Phänomenologie von Praktiken, gestalthaft organisierte leibliche Praktiken, leibliches Handeln in Raum und mit Objekten, leibliche Ressourcen für die Herstellung von Sinn und Bedeutung, praktisch gebundene kognitive Formen des Weltbezugs, bodily doings and sayings, ins Zentrum der Betrachtung rücken Körper, Raum und Objekte; Körper sind semiotische Anzeigetafeln, räumliche Konstellationen wie Sitzordnungen [...] sind Partizipanten in der Kommunikation, Objekte eröffnen Handlungsoptionen, es geht um die semiotischen Strukturen der Objektwelt, Praktiken besitzen einen leiblich-verkörperten Charakter, Sprache kommt nur in medial-leiblicher Realisierung vor, Sprache inkarniert im leiblichen Ausdruck, Sprache ist intrinsisch in die Handlungsvollzüge in der materiellen und medial vermittelten Welt verwoben. (Deppermann, Feilke & Linke 2016)

Man spürt förmlich den Drang über das nur Sprachliche hinaus in die Welt hinein, und das in einer ontologischen Zusitzung, die über das traditionelle pragmatische Wissenschaftsverständnis der Linguistik hinausgeht. In der Pragmatik wird das Kommunizieren zunächst als ein Handeln vom Sprecher aus gedacht, dieses Handeln ist nicht nur, aber zuallererst sprachlich und ist intentional gebunden, also absichtsvoll auf ein Gegenüber gerichtet. Aktuelle Darstellungen dagegen wirken gelegentlich so, als wolle man sich von der Sprache befreien, aber der Eindruck trügt.

An Theorien bzw. theoretischen Bewegungen werden in den einschlägigen Arbeiten unter anderem genannt: *Material Turn, Spatial Turn, Visual Turn, Practice Turn, Akteur-Netzwerk-Theorie, Theorie des empraktischen Sprechens* (unter Bezug auf Karl Bühler), *Multimodalitätstheorie, Medientheorie, Interaktionstheorie, Artefakttheorie* und immer wieder *Praxistheorie, Praxeologie*. Tatsächlich könnte man die meisten oder gar alle dieser theoretischen Schulen und wissenschaftlichen Paradigmen unter dem Begriff eines *Phenomenological Turn* subsumieren.

Was konkrete Forschungsarbeiten im Zuge dieser Entwicklung betrifft, so seien hier nur wenige genannt, weil alles andere den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde. In einem Aufsatz im *Handbuch Diskurs* skizzieren Angelika Linke und Juliane Schröter eine *transsemiotische Diskursanalyse*, die die semiotische Relevanz außersprachlicher Konstituenten der Diskurskommunikation betont (vgl. Linke & Schröter 2018). Und in ihrer Habilitationsschrift untersucht Nina-Maria Klug die multimodale Konstruktion von Identität am Beispiel Afrodeutscher, bezieht dazu neben Texten auch Bilder, Filme und Musik als Quellen ein, in denen vom Rhythmus eines Liedes bis zur Kleidung vieles in seiner Zeichenhaftigkeit dazu beiträgt, einer Identität Wirklichkeit zu verleihen (vgl. Klug 2021).

Für ein drittes Beispiel greife ich einen Begriff auf, der in der vorherigen Aufzählung aus dem Sammelband Deppermann, Feilke und Linke (2016) begegnet: „Sitzordnungen“ (dazu auch Linke 2012). Als „räumliche Konstellationen“ seien sie „Partizipanten in der Kommunikation“. Mit dem Begriff „Sitzordnung“ ist Sprachlichkeit noch nicht unmittelbar aufgerufen, anders als bei dem ebenfalls oft begegnenden Begriff „Begrüßung“, bei dem man sofort weiß, dass Sprache und Körperlichkeit Teil des kommunikativen Phänomens sind: welche Begrüßungsformel verwendet wird, ob und wie tief sich jemand zusätzlich verbeugt, wer als erster die Hand ausstreckt, wer aufsteht, wer sitzenbleibt, das alles verschieden je nach Kulturreis. Analoges gilt aber auch für die Sitzordnung, und dazu muss man nicht bis zu den räumlich erhobenen Lehr-Stühlen frühneuzeitlicher Universitäten zurückgehen: Wer etwa am Kopfende oder in der Mitte eines Konferenztisches sitzt, hat meist das Sagen, und er oder sie kann, weil alle das wissen, sprachlich ganz anders auftreten als die anderen.

Die Räumlichkeit der Kommunikation – um bei diesem Beispiel zu bleiben – greifen mittlerweile zahlreiche linguistische Forschungen auf, etwa in einer Kooperation zwischen dem Leibniz-Institut für Deutsche Sprache und dem Zürcher Forschungsschwerpunkt „Sprache und Raum“. Dort werden z. B. Kircheninnenräume als multimodale „Interaktionsräume“ verstanden, mit einer spezifischen „Interaktionsarchitektur“, Sprache spielt dann nur eine Rolle unter anderen (vgl. Hausendorf & Schmitt 2018). In Kassel wiederum ist man mit der Einrichtung eines documenta Instituts befasst, unter Beteiligung von Universität, Stadt, Land, Bund und documenta gGmbH.⁸ Im Zentrum sollen das documenta archiv und ein Forschungszentrum für Ausstellungsstudien stehen. Die germanistische Linguistik ist daran mit einer Ausstellungsforschung beteiligt, die viel von dem behandelt, was eben angedeutet wurde (dazu zuletzt Bodden 2023; Bodden & Reszke 2024).⁹

Man könnte nun einwenden: Das treffe sicher alles zu, die kommunikative Realität umfasse alle diese semiotisch signifikanten Phänomene, aber die Sprachwissenschaft habe genau hier ihre natürliche Grenze. Die Platzierung z. B. von Gesprächspartnern im Raum oder ihre Körperhaltung bei der Begrüßung seien nicht mehr ihr Metier, sondern das der Soziologen oder Ethnologen. Der Einwand ist nicht von der Hand zu weisen, und man kann, wie wir alle wissen, sehr wohl Sprachwissenschaft auf hohem Niveau betreiben, ohne über die Grenze des rein

⁸ „g“ steht für „gemeinnützige“.

⁹ Z. B. durch das von Liliana Gómez, Paul Reszke und dem Verfasser 2022 eingerichtete Projekt *Wissen durch Kommunikationsroutinen – Kulturanalysen am Beispiel der documenta 15*, in dessen Rahmen Paul Reszke narrative Interviews mit über 100 Besuchern und Besucherinnen der documenta 15 geführt hat; das Projekt bildet die Basis eines aktuell in Arbeit befindlichen umfangreicheren Projekts.

Sprachlichen hinauszugreifen. Ebendas tut eine der Beschreibung ausschließlich der *Langue* verpflichtete Linguistik: Wer als Grammatiker die Syntax des Deutschen beschreibt, um eine Grammatik *des Deutschen* zu verfassen, muss zwangsläufig von dem individuellen Vorkommen der kommunikativen Phänomene abstrahieren, um zum System zu gelangen.

Ob eine Forschung, die Sitzordnungen und Begrüßungsrituale einbezieht, noch zur Linguistik zählt, hängt davon ab, als was sich die Linguistik versteht: Begreift sie sich als „Wirklichkeitswissenschaft“ (Bartels 2015: 59), bei der die disziplinäre Praxis dem Anliegen folgt, den faktischen Ort von Sprache in der Welt zu beschreiben, dann muss sie genau so arbeiten, d. h. orientiert an den Phänomenen der Lebenswelt.

Nun ist es nicht so, dass es ein solches Arbeiten in der Sprachwissenschaft noch nicht gibt, im Gegenteil. Tatsächlich begegnet vieles, was bislang zu einer *Phänomenologischen Linguistik* angedeutet wurde, bereits im wissenschaftlichen Alltag. So stellt sich die Frage, ob die Kategorie der *Phänomenologischen Linguistik* nicht identisch mit bereits existierenden Kategorien ist, z. B. mit der Praxistheorie oder Praxeologie. Vor allem in soziologischen Arbeiten ist Praxistheorie/Praxeologie zurzeit sehr prominent und wird auch in der Linguistik rezipiert. Ziel dieses Arbeitens ist es – ich zitiere aus einer Übersichtsdarstellung – „die performativ, materielle Dimension der Produktion von Sinn zu erfassen, also den Beitrag von Praktiken zur sozialen Konstruktion von Wirklichkeit zu analysieren“ (Elias et al. 2014). Dabei soll der Begriff der „Praktik“ den der „Handlung“ ersetzen, weil der zu sehr mit dem „rational agierenden Homo Sociologicus bzw. Homo Oeconomicus“ (Elias et al. 2014: 4) verbunden sei. Praktiken dagegen betonen jene Formen des Verhaltens, die „die auf routinisiertem, implizitem, nicht reflektiertem und kollektiv geteiltem Wissen beruhen“ (Elias et al. 2014: 4). In der Linguistik ist von Praktiken als „präformierte[n] Verfahrensweisen“ die Rede, die „gesellschaftlich zur Verfügung stehen, wenn bestimmte rekurrente Ziele oder Zwecke kommunikativ realisiert werden sollen“ (Fiehler et al. 2004: 99). Solche Praktiken zu untersuchen, in ihrer Verwobenheit von Sprachlichem und Nicht-Sprachlichem, fällt in der Tat in den Bereich einer *Phänomenologischen Linguistik*. Dabei wird aber in der Soziologie und der einschlägigen linguistischen Forschung das Nicht-Intentionale kommunikativer Praktiken stark betont. Eben weil sie routinisiert sind, besitzen sie eine „latente Autonomie [...] gegenüber ihren Akteuren“ (Linke 2016: 358).

Auf nicht-intentionale Praktiken trifft das fraglos zu, doch wenn es darum gehen soll, kommunikative Phänomene in ihrem faktischen Gegebensein zu beschreiben, dann spielt die Frage der Intentionalität keine Rolle. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass bei der Verflechtung von Sprachlichem mit Außersprachlichem nicht-intentionales Kommunizieren eine größere Rolle spielt als in-

tentionales. Die aktuelle Beschäftigung mit kommunikativen Praktiken ist also nicht identisch mit dem, was *Phänomenologische Linguistik* meint, aber sie ist Teil von ihr.

An dieser Stelle ein kurzes Resümee. Mit der Öffnung des Fachs in den gesellschaftlichen Raum wird in der Linguistik seit Jahrzehnten neben einer auf das System gerichteten Forschung eine pragmatische Erforschung des Sprachgebrauchs praktiziert. Diese Forschung greift nun zunehmend über das rein Sprachliche hinaus und zielt auf die Verflechtung von Sprache und (materieller) Welt. Im Weltbezug dieser Forschung liegt zumindest implizit ein Zugeständnis an die Existenz einer Wirklichkeit jenseits unserer sprachlichen Konstruktionen. Eben-das meint die Rede von einem *Phänomenologischen Konstruktivismus* als theoretischer Basis einer *Phänomenologischen Linguistik*.

Dabei nimmt die linguistische Forschung entweder neue Kategorien in den Blick wie außersprachliche Modi der Kommunikation (in der Multimodalitätsforschung) oder neue kommunikative Phänomene wie Praktiken. Von dort aus entwickelt sie ihr Untersuchungsdesign. Einfacher wäre es, würde die Forschung gleich das in den Blick nehmen, worauf sie in ihren aktuellen Facetten ohnehin letztlich zielt: auf die kommunikativen Phänomene, so wie sie in der Realität begegnen, intentional oder nicht-intentional, stark oder schwach materiell geprägt. Alles, was an einem kommunikativen Phänomen zeichenhaft ist, sei es sprachlich oder außersprachlich, gehört in den Fokus der Betrachtung und bestimmt so das analytische Vorgehen. An in dieser Hinsicht relevanten kommunikativen Phänomeren erwähnt wurden bisher Begrüßungen, Sitzordnungen und Ausstellungsbesuche. Dass es dabei einen faktischen materiellen Anteil gibt, sei er einem Objekt oder einem menschlichen Körper eigen, ist offensichtlich, und eine an den kommunikativen Phänomeren orientierte Forschung muss all das berücksichtigen.

In der aktuellen kultur- und sozialwissenschaftlichen Theoriebildung werden lebensweltliche Phänomene zu Mitspielern im Prozess der Kommunikation: „Artefakte sind keine ‚passiven Objekte von Sinnbezügen‘, sondern nehmen effektiv an sozialen Praktiken teil“ (Hilgert 2014: 158). Man muss nicht (und vielleicht sollte man auch nicht) so weit gehen, Artefakten den Status von regelrechten Akteuren zuzusprechen, im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours, aber man könnte mit dem in verschiedenen Disziplinen üblichen Begriff der *Affordances* arbeiten (vgl. Gibson 1977). Damit ist der Angebotscharakter von Objekten gemeint, dasjenige an einem Objekt, womit es zu einem bestimmten Handeln auffordert, wie etwa ein Messer dazu ‚auffordert‘, mit ihm zu schneiden, oder eine Türklinke, sie nach unten zu drücken. Dadurch wird das Gewicht ein wenig vom Sinn konstruierenden Subjekt auf die Materialität des Bezugsobjekts verschoben, das unseren Handlungsmöglichkeiten zugleich Grenzen setzt. Und was für Messer und Türklinken gilt, gilt auch, wenn auch weit vielschichtiger, für Kunstwerke

und für Texte. Die neuere Texttheorie betont durchgehend, dass Texte keine Bedeutungen ‚haben‘, sondern dass Bedeutung durch den Rezipienten am Text konstruiert wird. Das ist richtig, aber Textauslegung findet in aller Regel innerhalb eines Bedeutungskorridors statt, dessen Grenzen von textueller Musterhaftigkeit und Tradition bestimmt ist. Es liegt nicht nur am einzelnen Subjekt und ist auch kein Zufall, dass wir einen in eine Marmorplatte gehauenen Satz anders aufnehmen als denselben Satz ad hoc auf ein Stück Papier geschrieben oder dass Paul Celans *Todesfuge* nicht als ein harmlos verspieltes Stimmungsbild verstanden wird, ebenso wenig wie Tomas Manns *Tod in Venedig* als spannende Kriminalerzählung gedeutet wird.

Am offensichtlichsten sind die Grenzen möglicher Bedeutungskonstruktion natürlich bei materiellen Artefakten. So könnte behauptet werden – und Argumente dieser Art begegnen in Diskussionen immer wieder –, ein Hocker z. B. sei keineswegs selbstverständlich, sozusagen aus sich selbst heraus als Sitzmöbel erkennbar, sondern bedürfe erst der Funktionszuweisung durch menschliche Subjekte. Denn eine Person, die noch nie einen Hocker gesehen hat, weil sie aus einer Kultur stammt, in der man traditionell auf dem Boden sitzt, könnte annehmen, es handele sich dabei um ein Gestell, das dazu dient, eine Arbeit an einem etwas erhöhten Punkt zu erledigen, oder um eine Art Ehrensitz für jemanden, der oder die eine besondere Rolle in einer Gemeinschaft spielt. Das ist richtig, und möglicherweise lassen sich noch weitere Bedeutungskonstruktionen für einen Hocker finden. Aber die Zahl der Funktionen, die sich dafür *nicht* konstruieren ließen, ist unermesslich viel größer: Es wird nie gelingen, einen Hocker zu einem Objekt zu konstruieren, mit dem man von Frankfurt nach Hamburg reisen kann oder wie mit einem Chatbot kommunizieren kann oder eine Injektion verabreichen kann usw., usw. Dass dies nicht möglich ist, liegt aber nicht an unserer mangelnden Fähigkeit zur Konstruktion, sondern an intrinsischen Eigenschaften des Objekts, allgemeiner gesprochen: an der Widerständigkeit der Welt.¹⁰

Mit dem eben Dargelegten wird natürlich nicht die zentrale Rolle des Subjekts und seiner konstruktiven Leistungen geleugnet, das wäre abwegig. Das Subjekt ist immer der sinnbildende Akteur, für sich selbst und als Teil dessen, was Gerd Antos „Wahrnehmungs-Gemeinschaften“ nennt, die gesellschaftlich zustande kommen und in ihrer sozialen Verfasstheit auf eine bestimmte Weise verstehen, nach Maßgabe für sie charakteristischer Vorbedingungen (vgl. Antos 2019).

¹⁰ Karen Barad, mit einem Hintergrund in der Quantenphysik (vgl. Barad 2007) und einer Professur für *Feminist Studies*, Philosophie und *History of Consciousness*, hat diesen Gedanken in die schöne Formulierung gefasst: „The Universe kicks back“ (Barad 1998: 112).

Bei der Analyse von Texten – um sie noch einmal als Beispiele heranzuziehen, weil sie für uns Linguisten nun einmal eine besondere Rolle spielen – bedeutet das Einnehmen einer phänomenologischen Perspektive zunächst die Erfassung des pragmatischen Rahmens, in dem sie stehen: Wer hat den Text für wen, wann, warum, mit welchen Mitteln verfasst, was weiß man über die Rezeption? Das zu fragen, gehört bereits zum festen Bestandteil jeder pragmatischen Textlinguistik. Darüber hinaus fragt die Multimodalitätsforschung nach den Formalia der Textgestaltung, die aber zugleich Signifikativa sind: nach Typografie, Layout, bis hin zu Papierqualität und Publikationsform, was das Internet einschließt, aber bereits in der Frühen Neuzeit von großer Bedeutung war, wie sich zeigt, wenn man einen Blick auf die Rolle und Verbreitungsmechanismen von Flugblättern und Flugschriften in der Zeit der Reformation wirft.

Mit dem Begriff *phänomenologisch* in *Phänomenologische Linguistik* ist eine Traditionslinie aufgerufen, die sich von Edmund Husserl über Alfred Schütz bis zu Jürgen Habermas zieht, bei den beiden Letztgenannten allerdings stärker an den Begriff der *Lebenswelt* geknüpft, der – auch wenn er nicht aus der Linguistik stammt – auch für eine *Phänomenologische Linguistik* von großer Bedeutung ist. Alfred Schütz, Schüler Husserls, greift ihn auf:

Nur in der alltäglichen Lebenswelt kann sich eine gemeinsame kommunikative Umwelt konstituieren. Die Lebenswelt des Alltags ist folglich die vornehmliche und ausgezeichnete Wirklichkeit des Menschen. (Schütz & Luckmann 1979: 25)

Es ist die Welt, in der sich der Mensch alltäglich ganz selbstverständlich findet, in der er frei handelt, in der er aber durch die faktischen Gegebenheiten auch Beschränkungen seines Handelns erfährt.

Die Lebenswelt des Alltags ist für den Menschen also eine bereits kulturell geprägte Welt. Zu ihr gehören auch alle sprachlichen und kommunikativen Regeln und Normen, also die Gegebenheiten des Sprachsystems, die pragmatischen Abläufe, die kommunikativen Praktiken. Eben deshalb eignet sie sich als Bezugspunkt für eine phänomenologische Linguistik. Es ist bezeichnend für das gegenwärtige intellektuelle Klima, dass der Begriff der Lebenswelt in der Soziologie aktuell wieder eine große Rolle spielt. Hubert Knoblauch würdigt das Konzept in seiner Darstellung *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit* (vgl. Knoblauch 2017) ausführlich. Ihr Kennzeichen ist „die Suspendierung des Zweifels an der Geltung der wahrgenommenen Objekte“ (Knoblauch 2017: 34), und das Selbst erlebt sich darin

als „kontinuierliche[s] identische[s] Selbst“ (Knoblauch 2017: 34). Ganz offensichtlich hat hier eine Entwicklung stattgefunden, weg von der Sicht der Wirklichkeit als unzuverlässiger und stets zu hinterfragender Größe und vom Selbst als immer nur fragmentiertem Selbst.¹¹

Auch Jürgen Habermas hat sich in diesem Sinne geäußert: Die Lebenswelt ist

der transzendentale Ort, an dem sich Sprecher und Hörer begegnen; wo sie reziprok den Anspruch erheben können, daß ihre Äußerungen mit der Welt [...] zusammenpassen; und wo sie diese Geltungsansprüche kritisieren und bestätigen, ihren Dissens austragen und Einverständnis erzielen können. (Habermas 1981: 192)

Mit dem eben Angedeuteten ist der letzte Punkt dieses Beitrags erreicht: Woher kommt der aktuelle Drang nach einer „Materialisierung des Kulturellen“, wie Andreas Reckwitz (2014) es nennt? Warum werden Artefakte so lange aufgewertet, bis sie zu „Akteuren der Kommunikation“ werden? Was zeigt dieses Verlangen nach Materiellem, Konkretem, Praktischem?

Die Ursache für diese Entwicklung liegt in einer Überzeichnung der Kulturalität und damit Konstruiertheit der Wirklichkeit. Der Gewinn der Betonung von Kulturalität und Konstruiertheit war zunächst die Einsicht, dass Kategorien wie z. B. *Rasse* oder *Nation* nicht natürlich gegeben sind, sondern Resultate diskursiven Handelns. Dabei ist jedoch die Gegenbewegung etwas aus dem Blick geraten: das Wirken der Wirklichkeit auf den Diskurs. In der Tat scheint die Charakterisierung einer Kategorie unserer Lebenswelt als ‚nur konstruiert‘ nahezulegen, dass diesen Konstruktionen keine eigene ontische Qualität zukommt. Sie kommt ihnen aber sehr wohl zu, wie oben bereits dargelegt wurde: Einmal in die Welt gesetzt, sind Kategorien wie *Rasse*, *Nation*, *Europa* usw. ausgesprochen wirksam, prägen ihrerseits die Diskurse, und man muss von ihrem Status quo als ontisch gegeben ausgehen, will man sie verändern. Wer das ignoriert, setzt sich dem aus, was Dreyfus und Rabinow (1983: viii) „the illusion of autonomous discourse“ nennen, die Illusion eines völlig unabhängig vor sich hin mäandernden Diskurses, der ganz allein die Dinge regelt.

Der Makrosoziologe Heinz Bude (2018: 117) stellt fest,

¹¹ Ähnlich der Philosoph und Psychiater Thomas Fuchs (2018: 221): Nicht die insbesondere von „der Physik abstrahierte Welt mathematisch beschreibbarer Größen und Teilchen“ ist unsere Wirklichkeit, sondern die durch „Intersubjektivität konstituierte, gemeinsame Realität der Lebenswelt“. In ihr gilt das „Für-Wahr-Nehmen“ der menschlichen Wahrnehmung“, gesichert nicht nur durch die „Verlässlichkeit des sensomotorischen Umweltkontakte“, sondern auch durch einen „kollektiven Verweisungszusammenhang, in den jede einzelne Wahrnehmung eingebettet ist“ (Fuchs 2018: 221).

dass das postmoderne Credo von der sozialen Konstruiertheit allen Wissens und allen Erkennens und die daraus folgende Ethik der Anerkennung der vielen Arten und Weisen zu wissen und zu erkennen ursprünglich ein Akt der Befreiung des Geistes von engstirnigen Methodologien und provinziellen Kosmologien war.

Aber diese Einsicht, so fährt er fort, habe sich „mit den Jahren von einer Behauptung der Öffnung in eine Doktrin der Schließung verwandelt“ (Bude 2018: 117).

Solch kritische Töne sind auch in der Linguistik in ersten Ansätzen zu hören, etwa wenn in dem bereits zitierten Überblicksaufsatz festgestellt wird:

[...] der practice turn [besteht] für viele gerade in einer längst fälligen, therapeutischen Gegenbewegung gegen die Hyperintellektualisierung, Versprachlichung und Textualisierung des Sozialen, die sowohl poststrukturalistische, diskurstheoretische Ansätze als auch kommunikationsorientierte Sozialtheorien [...] ausgezeichnet hatten. (Deppermann, Feilke & Linke 2016: 13–14)

Diese „viele[n]“ sehen die Autoren allerdings nur in der aktuellen Soziologie (z. B. Reckwitz 2003), aber der hier angesprochene Wunsch nach einer „therapeutischen Gegenbewegung“ scheint auch in der Linguistik geteilt zu werden, denn sonst würde sie sich nicht den körper- und objektnahen kommunikativen Praktiken zuwenden. Auf die Linguistik übertragen, würde sich diese Kritik gegen Zusätzungen in der Diskurstheorie wenden, für die eine umfassende „Versprachlichung“ und „Textualisierung des Sozialen“ (Deppermann, Feilke & Linke 2016: 13–14) zentrales Kennzeichen war und ist.

Die bereits erwähnte amerikanische Theoretikerin Karen Barad (2012: 7) beklagt, dass der Sprache „zu viel Macht eingeräumt [wurde]“. Jedes „Ding“, selbst die Materialität, sei in jüngster Zeit „zu einer sprachlichen Angelegenheit oder einer anderen Form von kultureller Repräsentation“ geworden:

Was zwingt eigentlich zu der Überzeugung, dass wir einen direkten Zugang zu kulturellen Vorstellungen und ihrem Inhalt haben, der uns im Hinblick auf die vorgestellten Dinge fehlt? Wodurch wurde die Sprache vertrauenswürdiger als die Materie? (Barad 2012: 8)

In der Tat: Die gegenwärtige kulturwissenschaftliche Linguistik analysiert Sprache in Texten und Diskursen und leitet daraus Aussagen über die Welt ab. Das ist legitim und sinnvoll. Aber der Sprache wird zu viel zugetraut, wenn man sich auf ihre Zeichenketten beschränkt. Diese Beschränkung wird überwunden, wenn nach der situativen Einbettung eines Textes gefragt wird, und man überwindet sie noch mehr, wenn das kommunikative Ensemble, in dem Sprache sich voll-

zieht, insgesamt in den Blick genommen wird.¹² Im Grunde meint genau das eine *Phänomenologische Linguistik*, der sich die hier genannten aktuellen Ansätze in der Sprachwissenschaft zuordnen lassen, manchmal mehr, manchmal weniger. Ihr Anliegen muss der konsequente Blick auf das konkrete Vorkommen eines kommunikativen Phänomens in der Lebenswelt sein, sei es ‚nur‘ ein gedruckter Text mit seiner pragmatischen Einbindung, sei es ein komplexes Begrüßungsritual mit seinen auch körperlichen Ausprägungen, sei es ein Gespräch beim Besuch einer Ausstellung über künstlerische Arbeiten. Und bei all dem wird die Sprache für die Linguistik stets im Fokus der Aufmerksamkeit verbleiben, es geht ihr immer um ‚Sprache + X‘, denn nur das garantiert ihre disziplinäre Identität.¹³

4 Fazit

Phänomenologische Linguistik bezeichnet eine Forschungsperspektive, der es um die konkrete Art und Weise des Vorkommens kommunikativer Phänomene geht. Forschungsrichtungen, die so arbeiten, lassen sich als Ausdruck eines *Phenomenological Turn* in der Linguistik (und darüber hinaus) beschreiben. Mit den kom-

¹² Andreas Folkers (2013: 21) beschreibt den Zusammenhang so, mit Verweis auf Martin Heidegger und Hubert Dreyfus: „Im Tätigsein verweist der Hammer auf die Nägel, die auf das Brett verweisen, in das sie geschlagen werden sollen. Bedeutsam ist der Hammer im Hämmern, verstanden bzw. interpretiert wird er durch die Praxis des Hämmerns und nicht als Korrelat diskursiver Zuschreibungen [...].“

¹³ In diesem Sinne auch die folgende Begriffsbestimmung (noch in der Variante *phänomenorientierte Sprachwissenschaft*): „Die oben genannten neueren Ansätze, die sich in den Rahmen einer kulturhistorisch orientierten Sprachgeschichtsschreibung stellen lassen, praktizieren in aller Regel etwas, das sich als phänomenorientierte Sprachwissenschaft bezeichnen lässt: eine Sprachwissenschaft, die sich den konkreten kommunikativen Phänomenen zuwendet, so, wie sie in der Realität des Sprechens und Schreibens begegnen. Diese Phänomene werden bestimmt von ihrem sprachlichen Zentrum, können aber sehr wohl auch multimodaler Natur sein, können punktuell präsent sein oder sich in Zeit und Raum erstrecken. Der analysierende Sprachwissenschaftler entkleidet diese Phänomene nicht ihrer pragmatisch-kommunikativen Einbettung, sondern versucht, sie im Kontext eben dieser Einbettung zu erfassen. Das führt nicht nur zu einer Erweiterung der Untersuchungsgegenstände, sondern auch des Methodenspektrums.“

Dabei ist klar, dass nicht jede Analyse alles leisten kann, Beschränkung und Auswahl werden immer notwendig sein. Wichtig ist aber die grundsätzliche Perspektive: Der Blick des Sprachwissenschaftlers streift nicht mehr durch die (historische) Sprachlandschaft, um lediglich dasjenige festzuhalten, was er auf ein mehr oder weniger hypostasiertes Sprachsystem projizieren kann (die Rede von der Projektion auf die Leinwand des Forschers stammt aus Coseriu 1974: 19), sondern er begibt sich sozusagen in die (historische) Realität des Kommunizierens hinein und versucht so, dem ontischen Ort von Sprechen und Sprache gerecht zu werden“ (Gardt 2019: 152).

munikativen Phänomenen in ihrem konkreten Vorkommen wird der faktische Ort der Sprache in der Lebenswelt, ihre Verflechtung mit der Realität und damit ganz selbstverständlich ihr kultureller Bezug in den Blick genommen. *Phänomenologische Linguistik* ist also immer auch kulturwissenschaftliche Linguistik.

Dieser Bezug des Sprachlichen zur „Lebenswelt“, seine „Verflechtung mit der Realität“ setzt zugleich der Kategorie der Konstruktion Grenzen, sei es, weil einzelne Phänomene der Lebenswelt Eigenschaften jenseits des Konstruierbaren besitzen, sei es, weil andere Phänomene der Lebenswelt zwar Resultate von Konstruktionen sind, aber als solche bereits einen ontischen Status angenommen haben, der nicht mehr bloßer Gegenstand konstruktivistischer Verhandlung ist. Damit wird der Begriff des *Phänomenologischen Konstruktivismus* zum zentralen erkenntnistheoretischen Leitbegriff einer *Phänomenologischen Linguistik*.

Die im Rahmen einer *Phänomenologischen Linguistik* Forschenden betrachten das kommunikative Geschehen, wie es sich ihnen darbietet, und setzen dasjenige linguistische Instrumentarium ein, das notwendig ist, um es zu analysieren, suchen dabei nach Spuren von Vorgängigem, das sich in den Gegenstand eingeschrieben hat. Natürlich ist der Blick der Forschenden auf ein kommunikatives Phänomen nie naiv, sondern zwangsläufig getragen von Fragen, die ihrerseits theoretischen Prämissen folgen. Aber es ist ein Unterschied, ob man, geleitet von einer bestimmten Theorie, ein kommunikatives Phänomen ganz gezielt auf einen einzelnen sprachlichen Aspekt abfragt, den aus dem Ganzen des Vorgangs herauslöst, um ihn isoliert zu betrachten und ihn in ein System vergleichbarer Aspekte einzurordnen, oder ob man die Fülle der Facetten eines kommunikativen Phänomens in den Blick nimmt, um dann zu entscheiden, was man als Linguist oder Linguistin nach Maßgabe der eigenen Möglichkeiten (der Kenntnisse, der Methoden, der zur Verfügung stehenden Zeit usw.) analytisch leisten kann.

Es ist genau diese Sprachwissenschaft, die dem Ort der Sprache in der Welt und für den Menschen gerecht wird.

5 Literatur

- Antos, Gerd (2019): Medien, Wahrnehmung, Öffentlichkeit. Wahrnehmungs-Gemeinschaften und deren Interaktion als Gegenstand der Medienlinguistik. In: Stefan R. Hauser, Roman Opilowski & Eva Lia Wyss (Hrsg.): *Alternative Öffentlichkeiten. Soziale Medien zwischen Partizipation, Sharing und Vergemeinschaftung*. Bielefeld: transcript, 53–80.
- Aristoteles (1974): *Kategorien. Lehre vom Satz [De interpretatione]*. Organon I u. II. Übers., mit Einl. u. Anm. v. Eugen Rolfes. Hamburg: Meiner.
- Bacon, Francis (1620/1963): Novum Organum Scientiarum. In: Francis Bacon: *The Works of Francis Bacon*. Bd. 1. Hrsg. von James Spedding, Robert L. Ellis & Douglas D. Heath. Nachdruck. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 71–368.

- Bär, Jochen A. (2015): *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation*. Berlin: De Gruyter.
- Bär, Jochen A., Anja Lobenstein-Reichmann & Jörg Riecke (Hrsg.) (2019): *Handbuch Sprache in der Geschichte*. Berlin: De Gruyter.
- Barad, Karen (1998): Getting Real. Technoscientific Practices and the Materialization of Reality. In: *Differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 10(2), 87–128.
- Barad, Karen (2007): *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham (NC): Duke University Press.
- Barad, Karen (2012): *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Berlin: Suhrkamp.
- Bartels, Marike (2015): *Kampagnen. Zur sprachlichen Konstruktion von Gesellschaftsbildern*. Berlin: De Gruyter.
- Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (1966/2003): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 19. Aufl. Berlin: Fischer.
- Bodden, Tamara (2023): *Kunst und Geld. Eine diskurslinguistische Untersuchung zur documenta 14*. Berlin: De Gruyter.
- Bodden, Tamara & Paul Reszke (2024): Vertrauen in Kunstinstitutionen. Sprachliche Praktiken in der öffentlichen Kommunikation über die documenta zwischen Kunstfreiheit, politischen Zwängen und ökonomischen Ängsten. In: Pavla Schäfer & Milena Belosevic (Hrsg.): *Die Sprache des Vertrauens. Linguistische und interdisziplinäre Perspektiven*. Berlin: De Gruyter, 137–164.
- Bude, Heinz (2018): Realitäten in der Wirklichkeit. In: Ekkehard Felder & Andreas Gardt (Hrsg.): *Wirklichkeit oder Konstruktion. Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*. Berlin: De Gruyter, 117–124.
- Coseriu, Eugenio (1974): *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München: Fink.
- Czachur, Waldemar (2018): Kulturwissenschaftlicher Denkstil in der germanistischen Linguistik. Motivationen, Beharrungstendenzen und Entwicklungsrichtungen. In: Christiane Andersen, Ulla Fix & Jürgen Schiewe (Hrsg.): *Denkstile in der deutschen Sprachwissenschaft. Bausteine einer Fachgeschichte aus dem Blickwinkel der Wissenschaftstheorie Ludwik Flecks*. Berlin: Schmidt, 137–166.
- Deppermann, Arnulf, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.) (2016): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin: De Gruyter.
- Deppermann, Arnulf, Helmuth Feilke & Angelika Linke (2016): Sprachliche und kommunikative Praktiken: Eine Annäherung aus linguistischer Sicht. In: Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin: De Gruyter, 1–24.
- Dreyfus, Hubert L. & Paul Rabinow (1983): *Michel Foucault. Beyond Structuralism and Hermeneutics*. Chicago: University of Chicago Press.
- Elias, Friederike, Albrecht Franz, Henning Murmann et al. (2014): Hinführung zum Thema und Zusammenfassung der Beiträge. In: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann et al. (Hrsg.): *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Berlin: De Gruyter, 3–12.
- Felder, Ekkehard & Andreas Gardt (Hrsg.) (2015): *Handbuch Sprache und Wissen*. Berlin: De Gruyter.
- Felder, Ekkehard & Andreas Gardt (Hrsg.) (2018): *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*. Berlin: De Gruyter.
- Fiehler, Reinhard, Birgit Barden, Mechthild Elstermann et al. (2004): *Eigenschaften gesprochener Sprache. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Spezifik mündlicher Kommunikation*. Tübingen: Narr.

- Fix, Ulla (2011): Was macht eine kulturspezifisch orientierte Textlinguistik aus? Überlegungen und Beispiele. In: Michail L. Kotin & Elisaveta G. Kotorova (Hrsg.): *Die Sprache in Aktion*. Heidelberg: Winter, 145–155.
- Fix, Ulla (2018): Denkstilwandel in der Textlinguistik. Vom Text als struktureller und kommunikativer Einheit zum Text in Welt- und Zeichenbeziehungen. In: Christiane Andersen, Ulla Fix & Jürgen Schiewe (Hrsg.): *Denkstile in der deutschen Sprachwissenschaft. Bausteine einer Fachgeschichte der Wissenschaftstheorie Ludwik Flecks*. Berlin: Schmidt, 191–208.
- Foerster, Heinz von, Ernst von Glaserfeld & Peter M. Hejl (1992): *Einführung in den Konstruktivismus*. München: Piper.
- Folkers, Andreas (2013): Was ist neu am neuen Materialismus? Von der Praxis zum Ereignis. In: Tobias Goll, Daniel Keil & Thomas Telios (Hrsg.): *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*. Münster: edition assemblage, 17–35.
- Fuchs, Thomas (2011): Hirnwelt oder Lebenswelt? Zur Kritik des Neurokonstruktivismus. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 59(3), 347–358.
- Fuchs, Thomas (2018): Die gemeinsame Wahrnehmung der Wirklichkeit. Wirklichkeit oder Konstruktion? In: Ekkehard Felder & Andreas Gardt (Hrsg.): *Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*. Berlin: De Gruyter, 220–242.
- Gardt, Andreas (2003): Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft. In: Ulrike Haß-Zumkehr & Christoph König (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen: Wallstein, 271–288.
- Gardt, Andreas (2018): Wort und Welt. Konstruktivismus und Realismus in der Sprachtheorie. In: Ekkehard Felder & Andreas Gardt (Hrsg.): *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*. Berlin: De Gruyter, 1–44.
- Gardt, Andreas (2019): Sprachsystem und Sprachgeschichtsschreibung. Eine Bilanz. In: Jochen A. Bär, Anja Lobenstein-Reichmann & Jörg Riecke (Hrsg.): *Handbuch Sprache in der Geschichte*. Berlin: De Gruyter, 135–156.
- Gibson, James J. (1977): The Theory of Affordances. In: Robert Shaw & John D. Bransford (Hrsg.): *Perceiving, Acting and Knowing. Toward an Ecological Psychology*. New York: Wiley, 67–82.
- Glaserfeld, Ernst von (1996): *Der Radikale Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gottsched, Johann Christoph (1748/1762/1978): Grundlegung einer deutschen Sprachkunst. 5. Aufl. In: Johann Christoph Gottsched: *Ausgewählte Werke*. Bd. 8: *Deutsche Sprachkunst*. Hrsg. von P. M. Mitchell. Bearb. von H. Penzl. Berlin: De Gruyter.
- Grimson, Alejandro (2015): *Crisis y alteridad en las configuraciones sociales (Krise und Alterität in sozialen Konfigurationen)*. [Vortrag im Rahmen einer Spring Academy, 1. März 2015]. Übers. von Martina Steffen. Kassel: Universität Kassel.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. 2: *Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hausendorf, Heiko & Reinhold Schmitt (2018): Sprachliche Interaktion im Raum. In: Arnulf Deppermann & Silke Reineke (Hrsg.): *Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext*. Berlin: De Gruyter, 87–118.
- Heidegger, Martin (1927/1977): *Sein und Zeit*. In: Martin Heidegger: *Gesamtausgabe: Erste Abteilung. Veröffentlichte Schriften 1914–1970*, Bd. 2. Hrsg. von Friedrich-Wilhelm von Herrmann. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Hermanns, Fritz (2003): Linguistische Hermeneutik: Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik bislang fehlenden Teilstücks. In: Angelika Linke, Hanspeter Ortner & Paul

- R. Portmann (Hrsg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Berlin: De Gruyter, 125–164.
- Hilgert, Markus (2014): Praxeologisch perspektivierte Artefaktanalysen des Geschriebenen. Zum heuristischen Potential der materialen Textkulturforschung. In: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann et al. (Hrsg.): *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Berlin: De Gruyter, 149–164.
- Humboldt, Wilhelm von (1836/1992): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (d. i. Einleitung zu: Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java). In: Wilhelm von Humboldt: *Schriften zur Sprache*. Hrsg. von M. Böhler. Stuttgart: Reclam, 30–207.
- Jahn, Friedrich Ludwig (1833): *Merke zum Deutschen Volksthum*. Hildburghausen: Knopf.
- Klug, Nina-Maria (2021): *(Afro)Deutschsein. Eine linguistische Analyse der multimodalen Konstruktion von Identität*. Berlin: De Gruyter.
- Knoblauch, Hubert (2017): *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Knorr-Cetina, Karin (2002): *Wissenskulturen: Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In: *Soziale Welt* 40(1–2), 86–96.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1704/1962): Nouveaux essais sur l'entendement humain. In: Gottfried Wilhelm Leibniz: *Sämtliche Schriften und Briefe*. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, später Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin bzw. Akademie der Wissenschaften der DDR, seit 1993 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Darmstadt, später Leipzig, dann Berlin: 1923 ff.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1714/1965): Monadologie. In: Gottfried Wilhelm Leibniz: *Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz*. Bd. 6. Hrsg. von C. J. Gerhardt. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1875–1890. Hildesheim: Georg Olms, 607–623. (Dt. Text: Leibniz, Gottfried Wilhelm ([1966]): *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*. Bd. 2. Übers. von A. Buchenau. Durchges. u. mit Einleitungen u. Erläuterungen hrsg. von Ernst Cassirer. 3. Aufl. Hamburg: Meiner).
- Linke, Angelika & Juliane Schröter (2018): Diskurslinguistik und Transsemiotizität. In: Ingo H. Warnke (Hrsg.): *Handbuch Diskurs*. Berlin: De Gruyter, 449–469.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster. Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In: Elisabeth Wåghäll Nivre, Brigitte Kaute, Bo Andersson et al. (Hrsg.): *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009*. Stockholm: Universität Stockholm, 23–44.
- Linke, Angelika (2012): Körperkonfigurationen: Die Sitzgruppe. Zur Kulturgeschichte des Verhältnisses von Gespräch, Körpern und Raum vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. In: Peter Ernst (Hrsg.): *Historische Pragmatik*. Berlin: De Gruyter, 185–214.
- Linke, Angelika (2016): Einführung: Kommunikation und Kulturalität. In: Ludwig Jäger, Werner Holly, Peter Krapp et al. (Hrsg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation*. Berlin: De Gruyter, 351–368.
- Locke, John (1690/1975): *An Essay Concerning Human Understanding*. Hrsg. von P. Nidditch. Oxford: Oxford University Press.
- Marschler, Thomas (2006): Der Ort der Engel. Eine scholastische Standardfrage zwischen Naturphilosophie, Metaphysik und Theologie. In: *Freiburger Zeitschrift für Theologie und Philosophie* 53(1–2), 41–76.
- Maturana, Humberto R. (1982): *Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*. Braunschweig: Vieweg.

- Maturana, Humberto R. & Francisco J. Varela (1987): *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Bern: Scherz.
- Niehr, Thomas & Peter Schlobinski (Hrsg.) (2017): *Der Deutschunterricht*. [Themenheft „Diskursanalyse(n)“] 6.
- Nietzsche, Friedrich (1886/1967): Nachgelassene Fragmente: Ende 1886 bis Frühjahr 1887. In: Friedrich Nietzsche: *Digital Critical Edition of the Complete Works and Letters, Based on the Critical Text by G. Colli and M. Montinari*. Hrsg. von Paolo D'Iorio. Berlin: Nietzsche Source. <http://www.nietzschesource.org/#> (letzter Zugriff 03.06.2025).
- Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2015): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*. Mit einem Nachwort von Siegfried J. Schmidt. 2., aktual. u. erw. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32(4), 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2014): Die Materialisierung der Kultur. In: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann et al. (Hrsg.): *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Berlin: De Gruyter, 13–26.
- Rorty, Richard (1989): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Übers. von C. Krüger. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (1997): *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (2003): *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (2018): Wahrnehmung und Erkenntnis: Grundzüge einer neurobiologisch fundierten Erkenntnistheorie. In: Ekkehard Felder & Andreas Gardt (Hrsg.): *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*. Berlin: De Gruyter, 194–219.
- Rusch, Gebhard & Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1992): *Konstruktivismus. Geschichte und Anwendung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schröter, Juliane (2022): Was ist Kulturlinguistik? Eine Antwort in fünf Thesen, durch drei Beispiele und mit einer Frage. In: *Germanistik in der Schweiz* 18, 45–63.
- Schröter, Juliane, Susanne Tienken & Yvonne Ilg (2019): Linguistische Kulturanalyse: Eine Einführung. In: Juliane Schröter, Susanne Tienken, Yvonne Ilg et al. (Hrsg.): *Linguistische Kulturanalyse*. Berlin: De Gruyter, 1–28.
- Schultheiß, Tassilo (1934/1935): Vom höheren Zweck der Sprachwissenschaft. In: *Nationalsozialistische Erziehung. Kampf- und Mitteilungsblatt des Nationalsozialistischen Lehrerbundes im Bereich Norddeutschland*, 7–8.
- Schütz, Alfred & Thomas Luckmann (1979): *Strukturen der Lebenswelt*. Bd 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Searle, John R. (1995): *The Construction of Social Reality*. New York: Free Press.
- Searle, John R. (2015): *Seeing Things as They Are. A Theory of Perception*. Oxford: Oxford University Press.
- Siefer, Werner & Christian Weber (2006): *Ich. Wie wir uns selbst erfinden*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Thurot, Charles (1869/1964): *Extraits de divers manuscrits latins pour servir à l'histoire des doctrines grammaticales au Moyen-Age*. Paris. Unveränd. Nachdruck. Frankfurt a. M.: Minerva.
- Varela, Francisco J., Evan Thompson & Eleanor Rosch (1995): *Der mittlere Weg der Erkenntnis: der Brückenschlag zwischen wissenschaftlicher Theorie und menschlicher Erfahrung*. München: Goldmann.

- Wittgenstein, Ludwig (1945/1960): *Philosophische Untersuchungen*. In: Ludwig Wittgenstein: *Schriften*. Bd. 1. Hrsg. von Joachim Schulte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 279–554.
- Wodak, Ruth, Maria Kargl, Rudolf de Cillia et al. (1998): *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wrana, Daniel, Alexander Ziem, Martin Reisigl et al. (Hrsg.) (2014): *DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung*. Berlin: Suhrkamp.